

Der Carnes-Arm.

Der Krieg hat das Bedürfnis nach künstlichen Gliedern im Angeheuren wachsen lassen. Zunächst begnügt man sich für die oberen Extremitäten mit atrappenartigen Nachbildungen der Glieder, die den Mangel nicht so in die Erscheinung treten lassen.

Freitag konnte der Carnes-Arm in der Geschäftsstelle des Vereins deutscher Ingenieure einem geladenen Publikum gezeigt und seine Verwendung vorgeführt werden. Sie bei jeder größeren Erfindung besteht auch bei dieser das Hauptgeheimnis in der Vereinigung der gestellten Aufgaben.

Herr Smith, der den Arm praktisch vorkührte, hat das Unglück, beide natürlichen Arme verloren zu haben. Vom linken hat er nur noch einen Stummel, vom rechten zwar das Ellenbogengelenk, aber so wenig vom Unterarm, daß dies wenig als Hilfe nicht mehr in Betracht kommt.

Im ganzen kann man sagen, daß der Gebrauch des Carnes-Armes den damit verletzten Amputierten von fremder Hilfe völlig unabhängig macht. Ja es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß Unbefangene den Träger des Carnes-Armes nur durch Zufall als einen Strümpf erkennen werden.

Vedenk man, daß der Fall einer doppelten Amputation, wie er vorgeführt wurde, zu den größten Ausnahmen gehört, daß in den allermeisten Fällen nur ein Arm oder nur ein Teil davon zu ersetzen sein wird, dann kann man sich vorstellen, welch ein Segen für die Betroffenen der Carnes-Arm sein muß.

eine Hand, so wird naturgemäß die Haupttätigkeit auf die noch vorhandene gesunde Hand übergehen und die künstliche nur zur Aushilfe in Frage kommen. Handelt es sich dabei nicht um die Leistung sehr schwieriger körperlicher Arbeit, so wird die Carnes-Hand den Verlust der natürlichen beinahe weit zu machen vermögen.

Afchermittwoch in Bukarest.

Unter der Überschrift: „Das Leben Bukarests“ schreibt der Sonderberichterstatter, Litowzen, des „Ruskoje Slowo“ in der Nummer vom 8. Oktober:

Bukarest ist nicht wiederzuerkennen. Das elegante, sorglose und fröhliche Bukarest hat stets seinen Namen „Stadt des Vergnügens und der Freude“ gerechtfertigt. Leber Nacht hat es alle seine leichtfertigen Reize verloren und sich in eine höchst traurige Provinzialstadt verwandelt.

Eine weitere Besonderheit Bukarests bilden seine Cafés. Hier liest man keine Zeitungen, sondern überfliegt nur kurz die Depeschen, denn das Bukarester Café ist ein Klub, in welchem alle einander kennen und in welchem man ganze Stunden in der Unterhaltung über verschiedene Gegenstände verbringt.

Am 9 Uhr abends erlöschen alle Straßenlaternen. Nur auf der Kalea-Viktoria brennen an zwei bis drei Stellen je eine Laterne, aber sie sind so stark mit schwarzer Farbe angestrichen, daß das Licht nach außen nur durch einen kleinen Kreis in Größe eines russischen Fünftopelens hindurchscheint.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wärrland von Selma Lagerlöf.

Es traf sich auch nicht einmal so glücklich, daß Jan gerade dabei in seinem Hause war und Klara Gulla, als sie ankam, empfangen konnte; gerade da war er auf einen kleinen Säwag nach Jalla hinübergewandert zu der alten Großmutter, die jetzt aus dem Wohnhaus ausgezogen war und das Ausbinderhütchen bewohnte.

Nur Katrine stand zum Empfang auf der Schwelle des Hauses, als das kleine Mädchen in seine Heimat zurückkehrte. Katrine hatte den ganzen Tag am Spinnrocken gesessen und eben das Mädchen angehalten, um einen Augenblick auszuruhen, als Wagengerassel vom Weg her an ihr Ohr drang.

Um diese Zeit hatte Katrine die Hoffnung, die Tochter je wieder zu sehen, so gut wie aufgegeben, und an diesem Tag hatte sie noch mit keinem Gedanken an sie gedacht. Aber sie sagte später, von dem Augenblick an, wo das Wagen-gerassel vernehmlich geworden sei, habe sie bestimmt gewußt, wer komme.

Sie ging an ihre Kleidertruhe, um eine reine Schürze herauszunehmen; aber ihre Hände zitterten zu heftig, sie konnte den Schlüssel nicht ins Schlüsselloch stecken. Es war ihr darum nicht möglich, sich ein wenig herauszubewegen, sie mußte so, wie sie war, hinausgehen und die Tochter begrüßen.

Das kleine Mädchen kam nicht in einer goldenen Kutsche dahergefahren, ja sie sah nicht einmal auf dem Wagen, sondern ging zu Fuß. Der Weg nach Astedalarna war nämlich noch ebenso schlecht wie zu der Zeit, als Erik in Jalla und seine Frau mit dem Kinde zum Pfarrer gefahren waren, um es taufen zu lassen; jetzt ging sie auf der einen Seite des Weges und der Fuhrmann auf der andern, um zwei große Koffer zu stützen, die hinter dem Wagenstuhl aufgestapelt und in Gefahr waren, in den Graben herunterzufallen.

Katrine hatte eben noch die Haustür aufmachen können, als der Wagen auch schon vor der Pforte hielt. Eigentlich hätte sie hinein und die Gittertür öffnen sollen; aber sie tat es nicht. Ganz plötzlich fühlte sie einen so schweren Druck auf der Brust, daß ihr der Atem versagte und sie keinen Schritt machen konnte.

Obgleich der Gast, der jetzt die Pforte öffnete, wie eine Dame gekleidet war, wußte Katrine bestimmt, daß es ihre Tochter Klara Gulla war. Sie trug einen mit Federn und Blumen geschmückten Hut und ein Kleid aus feinem Stoff; aber es war trotz allem und allem das kleine Mädchen von Strolcha.

Klara Gulla eilte vor dem Gefährt in den Hof hinein und trat mit ausgestreckter Hand auf Katrine zu. Aber Katrine blieb starr und steif stehen und schloß die Augen. Gerade in diesem Augenblick stieg eine große Bitterkeit in ihrem Herzen auf. Sie meinte, der Tochter nicht vergeben zu können, daß sie lebte und nun gesund und munter daherkam, nachdem sie ihre Eltern alle diese vielen Jahre hindurch vergeblich auf sich hatte warten lassen, ja, sie wünschte beinahe, die Tochter wäre überhaupt nicht auf den Gedanken gekommen, sich wieder zu zeigen.

Klara Gulla mußte gesehen haben, daß die Mutter am Umsinken war, denn sie schlang hastig die Arme um sie und trug sie fast in die Stube hinein.

„Liebe Mutter, du wirst doch nicht erschrecken!“ sagte sie. „Kennst du mich nicht mehr?“

Katrine schlug die Augen auf und betrachtete ihre Tochter genau. Sie war ein verständiger Mensch und hatte nie erwartet, daß das Mädchen, das fünfzehn Jahre lang fort gewesen war, ganz genau so wiederkehren würde, wie sie gegangen war; aber sie erschraf doch über das, was sie sah.

Das Mädchen, das sie vor sich hatte, sah viel älter aus,

Kleines Feuilleton.

Boche und Franzos.

Im „Vorwärts“ vom 26. d. M. finde ich im Schlusssatz des „Bilder aus dem besetzten Frankreich“ eine Behauptung, die nicht unwiderprochen bleiben darf.

Ich weiß nicht, wie weit E. D. der französischen Sprache mächtig ist, glaube aber aus seinen Berichten schließen zu dürfen, daß es damit hapert und daß er daher in den Gesprächen mit den Bewohnern des okkupierten Landes manchen und manchen mißverstanden haben muß.

Ich bin einige Monate während des Krieges in mehreren Departements gewesen und habe im Gespräche mit Hunderten von Franzosen und Französinen aus der südlichen sowohl wie aus der nördlichen Bevölkerung, mit Handelsleuten, Lehrern, Arbeitern, stets von neuem hinter das Geheimnis des Wortes „boche“, dieses in seiner Ableitung, Herkunft und Verwendung noch immer nicht richtig aufgeklärten Schimpfworts für den Deutschen, zu kommen gesucht. Wer den Franzosen auch nur ganz oberflächlich kennt, weiß; er mag sein, wie und was er will, Tatgefühl hat er. Und so ist es mir all die hundert Male ohne Ausnahme so gegangen, daß Franzosen, denen gegenüber ich die Rede auf den „bocho“ brachte, geradezu erschrafen, weil wir Deutsche dieses Scherz- und Schimpfwort überhaupt kennen. Mit der ihnen eigenen Lebhaftigkeit in Gebärde und Sprache, halb bittend, halb entschuldigend, lehnen sie den Gebrauch, beinahe die Existenz dieses Ausdrucks ab. Und E. D. will gehört haben, daß sie einem Deutschen ins Angesicht hinein sogar salo bocho (dreißiger Boche) gesagt haben sollen! — Niemand, der die Franzosen kennt, wird dem Berichterstatter hier Glauben schenken.

Ich für meine Person bestreite darüber hinaus noch folgende Behauptungen:

- 1. daß das Vertrauen der französischen Bevölkerung, insbesondere der Landbevölkerung, zu ihrer Regierung jetzt noch unerlöschlich ist;
2. daß der Umgang mit den Leuten dort schwer ist;
3. daß sie etwa in ihren Volksschulen von der Geschichte Frankreichs weniger lernen als die deutschen Volksschüler in den deutschen Volksschulen von der deutschen Geschichte. (c) Georg Davidsohn.

Die rote Rübe als Kriegsgemüse.

Jedes Gartengemüse, das zur Erleichterung der Ernährungsfrage beizubringen vermag, ist heute von besonderem Wert. Es ist daher zu begrüßen, daß die „Deutsche Landwirtschaftliche Presse“ mit einer Reihe guter Vorschläge auf die große Verwendbarkeit der bisher bei uns auffallend wenig beachteten roten Rübe als Kriegsgemüse hinweist.

Die rote Rübe ist schon dadurch als Nahrungsmittel wertvoll, daß sie einen hohen Nährstoffgehalt hat und daher überall dort auszubringen vermag, wo in der Ernährung die notwendige Menge Nahrung fehlt. Außerordentlich vielartig ist die Verwendungsmöglichkeit dieses Gemüses, deren eine jüngst vom Kriegsernährungsamt selbst mitgeteilt wurde, daß nämlich die Blätter der roten Rübe sehr gut wie Spinat zubereitet werden können, dem sie dann auch im Aussehen gleichen, da die roten Blätter durch das Kochen grün werden. Eine vorzügliche Suppe erhält man, wenn man die rote Rübe zu gleichen Teilen mit Kohlrabarber oder auch Fenchel mischt. Da gerade jetzt die Zeit der roten Rüben ist, empfiehlt es sich, sie als festen Brei in Gläsern einzulochen, da man sie dann beliebig verwenden kann, so z. B. auch als Gemüsezutat. Bekannt ist der Rote-Rüben-Salat, der durch Mischung mit Sellerie an Wohlgeschmack gewinnt und einen Delizus leichter entbehren kann als andere Salatgerichte. Zum Einmachen der roten Rüben wird empfohlen, die gewaschenen, gekochten und geschälten Rüben in Scheiben geschnitten in einen Steintopf mit in Streifen geschnitteneu Meerrettich und einigen Senfkörnern schichtweise zu legen und mit zur Hälfte wasserverdünntem Essig zu übergießen.

Die wichtigste und beste Verwendungsort der roten Rübe aber ist ihre Verwendung zur Herstellung von Marmelade. Hierzu kann man sowohl die jungen Rüben wie auch Kohlrabarber verwenden. Die Mischung erfolgt am besten wieder mit Kohlrabarber und sauren Fenchel, wobei sehr vorteilhaft ins Gewicht fällt, daß durch diesen Zusatz jede Hinzufügung von Zucker sich erübrigt.

Notizen.

— Eine deutsche Schule in Warschau. In der polnischen Hauptstadt wurde eine achtklassige deutsche Schule eröffnet. Ueber 400 Kinder sind dafür bereits angemeldet.

als es eigentlich sollte, denn sie war ja erst im Anfang der Dreißiger; aber das kam nicht daher, daß ihr Haar an den Schläfen schon grau schimmerte oder daß die Stirne voller kleiner Falten war, sondern weil Klara Gulla häßlich geworden war. Das Gesicht hatte eine merkwürdig fahle Hautfarbe, und ein verschwommener, grober Zug lag um den Mund. Das Weiße des Auges hatte einen grauen Ton und war blutunterlaufen, und unter den Augen hing die Haut dick herab.

Katrine war auf einen Stuhl gesunken und hielt die Hände fest um die Knie geschlungen, um sie am Zittern zu verhindern, und dachte an das strahlende achtzehnjährige Mädchen in dem roten Kleid. So hatte sie in Katrines Erinnerung bis jetzt immer weitergelebt. Und die arme alte Frau fragte sich ängstlich, ob sie es je so weit bringen würde, sich über die Rückkehr von Klara Gulla zu freuen.

„Du hättest uns schreiben müssen,“ sagte Katrine. „Wenigstens einen Gruß hättest du uns schicken müssen, damit wir gewußt hätten, daß du noch am Leben bist.“

„Ja, das hätte ich tun sollen, ich weiß es wohl,“ entgegnete die Tochter. Und ihre Stimme wenigstens war die alte geblieben, sie klang frisch und froh wie früher. „Aber im Anfang ist's mir ja schlecht gegangen — — Ja, das hab ich vielleicht gehört?“

„D ja, so viel wissen wir“, sagte Katrine mit einem tiefen Seufzer.

„Deshalb hab ich zuerst nicht geschrieben“, sagte Klara Gulla und lachte dabei laut auf. Auch jetzt hatte sie etwas Geheimes und Tatkräftiges an sich, gerade wie früher. Sie gehörte sicher nicht zu denen, die sich mit Reue und Selbstprüfungen quälten.

„Denk jetzt nicht daran, Mutter!“ sagte sie, als Katrine fortgesetzt schwieg. „Jetzt geht's mir sehr gut. Ich bin Gastwirtin gewesen, das heißt, ich führe die Küche auf einem großen Dampfboot, das zwischen Lübeck und Ralswiek fährt, und jetzt im Herbst hab ich mir eine eigene Wohnung in Ralswiek gemietet. Bisweilen hab ich freilich gedacht, ich müßte euch eigentlich schreiben, aber ich hab nicht recht gewußt, wo ich anfangen soll. Dann hab ich gedacht, ich will's lassen, bis ich so weit sei, daß ich euch und den Vater zu mir nehmen könnte. Und jetzt, wo alles geordnet ist und ich euch aufnehmen kann, dacht ich, es sei eine größere Freude, wenn ich selbst komme, als wenn ich schreibe.“

(Fortf. folgt.)



